

Heimkehr...

Autor(en): **Gyburc-Hall, Larion**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Der Kreis : eine Monatsschrift = Le Cercle : revue mensuelle**

Band (Jahr): **31 (1963)**

Heft 11

PDF erstellt am: **07.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-570799>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Heimkehr . . .

«Alle Schuld führt ins Steinmesserhaus»
Toltekischer Spruch

Als Eric ihn verliess, konnte Peer das zuerst gar nicht fassen. Dem endgültigen Bruch waren Kräche mit anschliessenden Versöhnungen vorausgegangen, Zank um Geringfügigkeiten, bewusst betriebene Quälereien Erics, Eifersuchtszenen Peers, — — willentlich gestörte Stimmungen. Und dann schien es einfach nicht mehr weitergehen zu wollen. Eric ging, und Peer war der Verzweiflung nahe.

Vergessen, was einmal gewesen: die Gemeinsamkeit der engen Verhältnisse und deren gemeinsame Ueberwindung, vergessen das Für-einander-stehen, Peers verzehrende Sorge um Erics allseitig gefährdetes Studium, die gemeinsam betriebenen Vorbereitungen zur ersten Prüfung, und auch das Beieinandersein, die Liebe, das Bett.

Für Peer folgten Wochen der Trübsal, für Eric leichte Anwandlungen nicht zu tief gehender Reue; aber dann nahmen diesen der Trubel, die vielen neuen Freunde, die sich jagenden Parties, die Autofahrten in gesegnetere, menschlichere Länder, als es Deutschland je sein kann, Italien, Griechenland, Aegypten. — —

Eric verschob Examina und Studium, arbeitete zwischendurch, denn das Stipendium, das Peer für ihn erwirkt hatte, war ihm entzogen worden. Eric fühlte, wie er stürzte, aber er hatte schon die Kraft verloren, sich im Sturz zu fangen; und wer es versuchte, den hinderte er daran, den mied er. Zuweilen sahen sie einander. Es gab Zeiten, Begegnungen, Gelegenheiten, da bildete Peer sich ein, Eric wolle zu ihm zurückkehren; aber es mussten schon wirklich Einbildungen gewesen sein. Einer war da, der stand neben Eric, der verwies ihm jene vorübergehenden Anwandlungen von Reue und menschlicher Einsicht, zitierte Nietzsche: «Wo du nicht lieben kannst, sollst du vorübergehn . . .» und kommentierte: «Dein Fehler war, dass du an Peer nicht vorübergegangen bist, da du ihn doch nicht lieben konntest, — einen Mann, der so aussieht wie Peer . . .!» Manchmal wäre Eric wirklich gern wieder auf Peer zugegangen, hätte ihm die Hand gegeben und gesagt: «Verzeih, dass ich dir so weh tun konnte.» Aber dann mochte er daran denken, was er für Peer hätte aufgeben müssen: die vielen neuen, so gut aussehenden Freunde, die Einladungen zu den Parties, wo man immer wieder «was Neues» kennen lernen konnte, mit denen ins Bett zu gehen doch recht reizvoll war, die Autofahrten über die Grenze, an die See, die Reisen zu Wasser und durch die Luft. Nein, das wäre zuviel gewesen. Besser war, einen dicken Strich zu ziehen. Er wollte es kurz machen. Er ging dazu über, Peer nicht mehr zu grüssen, wenn sie sich begegneten.

Das rüttelte diesen aus seiner Lethargie. Er stellte Eric lautstark zur Rede, als dieser wieder einmal versuchte, durch ihn hindurch zu sehen: auf der Strasse, in Restaurants, in Buchhandlungen, vor dem Kino. Die Aufmerksamkeit, die das erregte, empfand Eric als so peinlich, dass er einlenkte und wieder Notiz von dem abgehängten Freund nahm, wenn auch nur durch kurzen Gruss.

Der hatte in Wochen und Monaten ein Inferno durchlitten. Wechselnd zwischen tiefer Niedergeschlagenheit und brennendem Zorn, Zeiten dumpfen, fühllosen Seelenzustandes und Aufbrüchen der Liebe, Bewegungen verzweifelter Hoffnungen und Bitternissen abgründiger Hoffnungslosigkeit, waren alle Aufregungen endlich stiller Resignation gewichen. Er sah, dass der Treulose sein Berufsziel verfehlte, wie er absank in den Sumpf unkontrollierter Vermischung und charakter-

lich ganz und gar verdarb. Immer wieder hatte Peer versucht, dem Abgeirrten goldene Brücken zu bauen. Aber die andern, die den Unglückseligen immer wieder missbrauchten und dann wieder wegwarfen, sie erwiesen sich als die Mächtigeren.

Peer hatte inzwischen ein Haus erstanden, und unter dem Dach wartete eine entzückend eingerichtete kleine Wohnung mit Bad und Brause, Arbeitsreissbrett und Zeichenmaschine auf ihn, den Verlorenen. Aber die Jahre zogen hin. Man verlor sich aus den Augen. Eric mochte irgendwohin verschlagen worden sein. Doch in Peers mehr und mehr vereinsamendem Herzen wartete die Liebe, die alle Lieblosigkeit des Unwürdigen nicht totzuschlagen vermochte. Sie wartete geduldig, beharrlich, demütig auf Eric's Heimkehr.

Es wurden zwanzig Jahre, die vorüberrollten, dreissig . . . Peer war alt geworden. Graues Haar hing ihm in die Stirn. Sein Geist aber war jung und lebendig geblieben. Noch immer war es wie je. Kein Tag verging, da er nicht seiner gedachte, des Einen und Einzigen, der nun schon längst verschollen war. Er selbst hatte es doch noch nach Jahren der Erniedrigung und Unterdrückung zu öffentlichen Erfolgen gebracht. Aber wenn er in fremde Städte oder das über alles geliebte Ausland reiste, dann suchte er auf allen seinen Wegen verstohlen nach dem Angesicht des Entrückten und stellte sich vor, wie aus Schatten, Nacht und Dämmer ihm die geliebten und unvergessenen Züge entgegentauchen würden.

Eines Abends nun — im «Venedig des Nordens» war's, in der guten Stadt Amsterdam — da sah er auf einer Bank vor einer Gracht einen Mann sitzen, in sich zusammengesunken, das Kinn in die Brust gedrückt, die Knie an den dürren Leib gezogen. Schütteres Haar hing unordentlich unter schäbiger Hutkrempe hervor, abgerissene, durchlöchernte Kleidung um armselige Glieder. Er schien zu schlafen. Aber als Peer sich neben ihn setzte, hob er das Totenkopf-Antlitz auf: kahle Stirn, zum Kinn strebende Hakennase, tief eingesunkene Augenhöhlen, erloschener, trostloser Blick. Hässliche Stoppeln standen stachelig von Wangen und Hals ab. Ein kurzes Aufleuchten in den traurigen Augen verglomm schnell, und die dünnen, wimpernlos gewordenen Lider senkten sich wieder.

«Haben Sie Hunger?» fragte Peer leise.

Der Fremde schüttelte den Kopf.

«Aber Sie sehen recht elend aus . . .»

Da hob er wieder den Kopf, schaute Peer eindringlich von der Seite an und sagte mit fester Stimme:

«Jeder lebt sein Leben; jeder stirbt seinen Tod. Ich hätte ein Heim haben können, ein Dach, aber ich habe die Welt gewählt, die Freiheit, die Vagabondage. Das ist nun einmal der Preis, der für die Freiheit gezahlt werden muss. Sparen Sie sich Ihr Mitleid. Ich ernte nur, was ich gesät habe — — ».

«Aber Sie müssen doch Hunger haben . . .»

«Nein, mein Durst ist gestillt. Was will ich mehr . . . Doch das können Sie nicht verstehen.»

«Sie haben recht», entgegnete Peer, «das kann ich auch nicht begreifen. Sie haben sicherlich zwei verschiedene Dinge miteinander verwechselt: Freiheit und Zügellosigkeit. Alle wahre Freiheit ist freiwillige Bindung an das Rechte, das Vernünftige, wenn Sie wollen: an das Gute. Ich fühle mich nicht unfrei, weil ich schwer an einem Dach, einem Heim für mich habe bauen müssen. Als ich es geschafft hatte, da richtete ich dort zwei Kammern ein für den liebsten Menschen, den ich auf der Welt gehabt . . .»

«Und nun?» fragte der Verwahrloste, und es klang wie Hohn: «Wohnen Sie jetzt mit diesem liebsten Menschen zusammen unter dem so schwer erkämpften Dach?» —

Peer antwortete ruhig:

«Nein. Er verliess mich vor mehr als dreissig Jahren. Er hatte wohl eine etwas ähnliche Vorstellung von der Freiheit wie Sie. Aber seit jenen Tagen warte ich auf seine Heimkehr, dreissig Jahre — — das ist eine lange Zeit . . .»

«Dreissig Jahre», wiederholte murmelnd der andere, «dreissig Jahre . . . Und Sie haben nie damit gerechnet, dass Sie vergeblich auf ihn warten könnten, dass Ihr . . . Ihr . . . Ihr Freund vielleicht tot sein könnte . . .?»

Um Peers Mund glitt ein Lächeln. «Ich würde es gespürt haben. Ganz gewiss würde ich es gespürt haben», sagte er leise. «Es kann kein Trug sein, dieses übermächtige und unausrottbare Gefühl: Du wirst ihn noch einmal wiedersehen, bevor Du stirbst. Er kehrt zurück. Er wird ganz sicher vorher zu Dir zurückkehren . . .»

«Aber er kam dann doch nicht . . .», höhnte der alte Vagabund schadenfroh.

«Er kam nicht», bestätigte kleinlaut Peer.

«Vielleicht sind Sie einem Wahn erlegen und haben dreissig Jahre hindurch einer Illusion angehangen . . .», bohrte die böse Stimme neben ihm.

«Vielleicht», dachte Peer. «Vielleicht haben Sie recht», sagte er laut. «Nur muss es dann ein starker Wahn gewesen sein . . . Verzeihen Sie . . .» Und sich erhebend: «Ich habe Sie sicherlich arg belästigt.»

Er grüsste nachdenklich und ging.

«Peer!» hörte er seinen Namen hinter sich rufen. Und als er sich umwandte, da hatte der Vagabund sich ihm voll zugewandt. Seine Augen glühten ihn an.

«Eric! — Mein Gott, Eric!» Und Peer wollte sich auf ihn stürzen. Der aber war ihm entwichen zum Rand der Gracht hin. Er lief mit hurtigen Schritten dem Ufer entlang und über die gewölbte kleine Brücke, winkte zurück:

«Nein, Peer, das habe ich nicht verdient, so spät noch ein Haus, eine Heimstätte, ein Dach zu finden. Ich habe es falsch angefangen. Du siehst, dass alles so kam, wie du es mir vorausgesagt hattest. — Es ist zu spät, nochmals zu beginnen, für Dich und auch für mich . . .»

Da schwang er sich über das Geländer der Brücke.

«Eric, was tust Du? Nicht! Bleibe! Eric . . . — Es ist zu nichts zu spät- für eine Umkehr nicht, für eine Heimkehr nicht — Eric!»

Aber der Beschworene hörte schon nicht mehr. Er hatte sich in das dunkle Wasser der Gracht gestürzt, das sich schweigend über ihm schloss.

Erst nach Tagen konnte seine Leiche geborgen werden.

Larion Gyburc-Hall